

Volksfrömmigkeit ist in aller Munde: Symposien werden gehalten, Ausstellungen mit großem Erfolg veranstaltet – im vergangenen Jahr in München, heuer u. a. in Linz, Altenburg und Eisenstadt – Bücher erscheinen, wie die Jahrbücher der Erzdiözese Wien oder das Burgenländische Jahrbuch. Man nähert sich dem Thema aus verschiedensten wissenschaftlichen Blickwinkeln und es ist in nächster Zeit noch vieles zu erwarten. Solches Interesse an einem jahrelang unterbelichteten Thema kommt nicht zufällig.

Es wäre allerdings ein Irrtum, wollte die Kirche – und darunter verstehe ich immer: wir, Laien und Priester gemeinsam – meinen, durch Wiederbelebung äußerer Formen der sogenannten Volksfrömmigkeit christliche Innerlichkeit vermitteln zu können. Bernardin Schellenberger: „Hören wir doch schlicht und einfach gemeinsam auf das trockene, aber nahrhafte Wort Gottes und versuchen wir, es zu befragen. Von diesem nüchternen, unscheinbaren Kern her – und nur von ihm her – werden wir dann auch wieder allmählich die richtigen, angemessenen und ehrlichen Formen finden.“ Dazu möchte mein Referat beitragen.

1. Voraussetzungen

1.1. „Volk“

Wer 1985 von „Volksfrömmigkeit“ spricht, kommt nicht am Anderl von Rinn vorbei. Andreas Oxner, der am 12. Juli 1462 in der südöstlich von Innsbruck gelegenen Gemeinde Rinn umgebracht worden ist – der Legende nach von durchreisenden Juden als Opfer eines Ritualmordes – dieses unschuldige Kind hat ein halbes Jahrtausend nachher mehr Schlagzeilen gemacht als das Unrecht an Kindern, das heute geschieht (und leider zu alltäglich ist, um irgendjemanden wirklich aufzurütteln).

Dieses Beispiel zeigt wie kaum ein anderes, wie gefährlich „Volksfrömmigkeit“ werden kann. „Das Anderl“ ist aber nicht nur durch die Medien gegeistert – wobei in keinem Artikel die Anspielung auf die Volksfrömmigkeit fehlt – sein Kult scheint einigen Tirolern wirklich sehr am Herzen zu liegen. Ist diese kleine Gruppe von Anderl-Fans – das Wort stimmt in diesem Zusammenhang, weil sie die Verehrung augenscheinlich fanatisch betreiben – ist diese Gruppe von Menschen „Volk“? Und wie sieht ihre „Frömmigkeit“ aus? Man kann, gerade an diesem Beispiel, im Medienjargon sagen, daß „die Volksseele kocht“. Aus der wissenschaftlichen Diskussion muß die „Volksseele“ aber endlich gestrichen werden.

Den Begriff Volksseele hat der Dichter, Geschichtsphilosoph und Theologe Johann Gottfried von Herder (1744–1803) aufgebracht. Herders Volksbegriff – auch das Wort Volkslieder stammt von ihm – hat mit dem

„Pöbel auf den Gassen“ nichts zu tun, denn: „der singt und dichtet niemals, sondern schreit und verstümmelt.“ Für den Romantiker ist „Volk“ eine primär psychische Erfahrung, die Aufschließung tieferer Seelenkräfte und damit ein Vehikel des Schöpferischen. Er nimmt beispielsweise auch Lieder Goethes in seine Volksliedsammlung auf. Nicht, weil sie damals so populär gewesen wären, sondern weil sie, für Herder, ihrem Wesen nach „volksmäßig“ waren. Diese Auffassung von „Volk“ hat nun dazu geführt, daß sich „volkskundliche“ Bemühung mehr und mehr als philologischer Sammeleifer verstand. Die „Volkspoesie“ schien losgelöst von den sozialen Bedingungen. Mit Pflege ist notwendig ein Moment der Erstarrung verbunden: „Retten, was noch zu retten ist“. Diese Gefahr besteht auch heute.

Die Begriffe „Volkstum“ und „volkstümlich“ sind Schöpfungen des „Turnvaters“ Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852), der 1810 sein Buch „Deutsches Volksthum“ herausbrachte. Für Jahn ist Volk als „höchste und größte und umfassendste Menschengesellschaft“ bestimmt durch die „Einigungskraft des Volkstums“, das aber nur mystifizierend umschrieben wird: Da „waltet des Volkes ursprünglicher Urgeist“. Das Wort „Volkstum“ ist bis heute nicht befreit, und wohl auch nicht zu befreien, von den Jahn'schen Mystifikationen. Wie Sitte, Brauch und ähnliche Begriffe ist es ideologisch schwer belastet und daher mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen.

Der Liberalismus des 19. Jahrhunderts trennte die bürgerliche Gesellschaft vom Volk, den sozialen Unterschichten. Die Volkskunde hat intensiv nach einem neuen Namen für ihre Wissenschaft gesucht – und ist doch beim alten geblieben. Für sie gibt es allerdings kein romantisches Volk und keine Volksseele. „Volk“, das sind die Menschen, die innerhalb bestimmter Staatsgrenzen leben. Dieses Staatsvolk besteht aus soziologisch definierten Schichten und Gruppen, die einem steten Wandel unterworfen sind.

Bis ins 19. Jahrhundert lebte die Mehrzahl der Bevölkerung auf dem Land. Noch 1850 waren fast drei Viertel der Österreicher in der Land- und Forstwirtschaft tätig, nach der Volkszählung 1981 aber nur noch 6,7 Prozent der Wohnbevölkerung. Und auch das „Landvolk“ war keineswegs eine homogene Masse, da gab es Bauern, Gesinde, Landarbeiter, Arme, und Reiche, Männer und Frauen . . .

Der Wiener Theologe Werner Reiss schreibt: „Es wäre falsch, es (Volk) mit traditionsbestimmter ländlicher Unterschicht zu definieren. Zum Volk gehört sowohl der traditionsgeleitete Gebirgsbauer wie der akademisch gebildete Auswahlchrist, die beide auf den kultischen Zusammenhang mit unserer Kirche Wert legen, obwohl niemand weiß, was er für sie bedeutet.“

Für die Kirche hat „Volk“ noch eine andere Bedeutung. Das 2. Vatikanum hat ein alttestamentliches Bild aufgegriffen: Ähnlich wie das Volk Israel auf der Wüstenwanderung, versteht sich die Kirche als „Volk Gottes“, als Gemeinschaft der Gläubigen. Ein Volk – zu dem auch die Amtsträger gehören – wird von Gott als Führer geleitet.

Diese Auffassung hat sich in 20 Jahren noch nicht überall durchgesetzt. Dem „Kirchenvolk“, der mehr oder minder passiven Masse der Konsumenten, stehen die Amtsträger als aktive Elite gegenüber, der „Volksfrömmigkeit“ die „liturgische Spiritualität“.

Ist der Volks-Altar wirklich jenes Zentrum, das für die Gemeinschaft zum Mittelpunkt wird, wie schon Pius Parsch gefordert hat, daß die Gläubigen Circumstantes, Herumstehende, werden sollen, die aktiv an der Liturgie teilnehmen? Pius Parsch (1884–1954) hat sich selbst gern als Volksliturgiker bezeichnet. Mit seinem Volksliturgischen Apostolat in Klosterneuburg wollte er vor allem zur Bewußtseinsbildung beitragen. Er hat die Liturgie „ein heiliges Schauspiel“ genannt und den Altarraum eine heilige Bühne, wo sich die heilige Handlung vollzieht, an der Priester und Laien teilnehmen. Wo die Schola, Knaben und Mädchen, in liturgischen Gewändern „infra actionem“, mitten in der Aktion, dabei sind. Pius Parsch schrieb 1939: „Wird da nicht jeder Schritt, jede Bewegung neu gewogen und gemessen werden, wenn die Liturgie heiliges Spiel ist? Wird die Kircheneinrichtung täglich die gleiche bleiben? Die papierenen Blumen, die zerschlissenen Paramente, all der Kitsch? Wird nicht vielmehr der geistliche Regisseur trachten, die Bühne dem Kirchenjahr in Farbe, Schmuck und Stufung anzupassen?“

1.2. Frömmigkeit

Das Wort „fromm“, vom althochdeutschen „fruma (Nutzen, Vorteil)“ bedeutete ursprünglich „nützlich, brauchbar, tüchtig, tapfer, rechtschaffen“. So wurde es auch noch von Luther in der Bibelübersetzung verwendet. Seit dem 15. Jahrhundert erfährt es eine Umdeutung im religiösen Sinn. Von der Nebenbedeutung „fügsam, artig“ ist es nicht mehr weit zu „Frömmerei“ (18. Jh.); im heutigen Sprachgebrauch eher mit dem abwertenden „bigott“ (übertrieben fromm, scheinheilig) gleichgesetzt. „Fromm“ ist heute nicht mehr nützlich und die Religion nicht mehr lebensbestimmend für die Menschen.

Manche Autoren sprechen realistischerweise schon von einer „historischen Bedeutung der Religion“, wie der Deutsche Historiker Werner Blesing: „Die historische Bedeutung von Religion besteht vor allem darin, daß Weltaneignung und Daseinsausrichtung der Mehrheit in ihr gründeten. Diese mentale Bindung an Kräfte über dem realen Erfahrungsraum, die jedoch entscheidend in ihn hineinwirken, ermöglicht, indem sie fundamen-

tale Werte und Normen vermittelt, dem einzelnen Umweltvertrauen und vereinigt ihn mit anderen, gibt also im doppelten Sinn Verhaltenssicherheit. Volksreligiosität als die populäre Erscheinungsform solcher Orientierung ist damit ein Kernstück der Breitenkultur. " Blessing zeigt in seinem Aufsatz die Entwicklung der Volksreligiosität im 19. Jahrhundert, die von der Aufklärung über Erneuerung zur Entkirchlichung führt.

Heute sieht sie so aus:

91% der Österreicher gehören einer anerkannten Religionsgemeinschaft an (Zulehner 1981)

84% sind römisch-katholischer Konfession (Zulehner 1981)

77% glauben an Gott (Zulehner 1981)

69% bezeichnen sich als „religiös“ (Zulehner 1981)

51% glauben an in „persönliches Weiterleben nach dem Tod“ (SWS 1984)

42% messen der Religion „persönlich große Bedeutung“ zu (Ifes 1978) aber nur für

20% ist der religiöse Glaube eine „wirkliche Hilfe im Leben“ (SWS 1984)

Je weniger die Menschen über Zusammenhänge wissen, umso mehr versichern sie sich der Hilfe „von oben“, in religiöser, magischer und abergläubischer Weise. Der Fischer im Motorboot, der Bauer, der Kunstdünger und künstlicher Bewässerung vertraut, beten nicht mehr um ihren Ertrag. Der „Feldfrüchte-Rosenkranz“ wirkt anachronistisch. Ist es aber erstrebenswert, sich vorwiegend aus Existenzangst an Gott zu wenden?

Die Österreicher haben zwar einen Glauben, aber keinen christlichen. Das vitale religiöse Grundbedürfnis befriedigt die Mehrheit auf profane Weise: Erfolg, Leistung, Spaß, vielleicht Familie, Heimat, sind ihr „heilig“. Weihbischof Florian Kuntner sprach in einem „Furche“-Interview offen von einer „Epoche des praktischen Atheismus“, von einer „neuheidnischen Zeit“.

Pseudoreligiöse Einstellungen („New Age“) und abergläubische Vorstellungen sind weit verbreitet. (Aberglaube, soziologisch gesehen, als „geglaubte oder für wahr gehaltene Meinung einer Vergleichsgruppe“. Abergläubisch sind demnach immer nur die anderen, wobei deren Glaube als naiv qualifiziert wird). Das ist die Volksfrömmigkeit 1985.

Die Gesellschaft ist säkularisiert: In einem Kaufhaus zielt ein großes Goldkreuz dekorativ eine Schaufensterpuppe im Pyjama. In der Zeitung geschehen täglich „Wunder“, ein Kürzel dafür, daß jemand bei einem Unfall glücklich davongekommen ist.

Jeans heißen Jesus, ein Popstar Madonna und ein Hit Maria Magdalena. Es vollzieht sich ein lautloser Auszug aus der Kirche. Viele nehmen noch an ihrem Tun teil, aber sie haben mit dem Glauben in der Kirche Schwierigkeiten. Paul Michael Zulehner bezeichnet sie als Ritualisten, die sich be-

sonders unter der jüngeren und städtischen Bevölkerung finden. Die Auswahlchristen leben in „freundlicher Distanz“ zu ihrer Kirche.

Die Nachfrage beschränkt sich auf die Wendepunkte des Lebens. Ältere Menschen haben aus ihrer Tradition noch eine stärkere Kirchenbejahung. Diese Generation stirbt früher oder später aus. Die Sonntagsfrömmigkeit ist weitgehend von einer Konsummentalität bestimmt. Möglicherweise war sie nie „mehr“.

1.3. „Volksfrömmigkeit“ im traditionellen Sinn

„Anders als die offizielle Lehrmeinung der Kirche, die in ihrem theologischen Aufbau von strengen kanonischen Regeln bestimmt wird, die bis ins religiöse Kunstschaffen hinein das Erscheinungsbild einer allumfassenden Kirche geprägt haben, ist Volksfrömmigkeit ein schwer definierbarer Begriff. Sie ist ein zutiefst menschliches Phänomen das nur in einer Zusammenschau von Volkskunde, Verhaltensforschung, Psychologie und Theologie eine gewisse Erklärung findet“, schreibt der Volkskundler Gunter Dimt zur Linzer Ausstellung.

Für den Wiener Volkskundler Helmut Paul Fielhauer ist Volksfrömmigkeit nicht nur die geistige Haltung, die religiösen Ängste und Sehnsüchte, sondern auch das Tun, das sich daraus ergibt. Sie ist „angewandte Theologie“, konkretes Handeln.

Volksfrömmigkeit entsteht nicht von selbst – und schon gar nicht aus der Volksseele. Oft wird sie von der Amtskirche ganz bewußt forciert. Andererseits fällt diese popularisierte Theologie unter den Begriff „cultural lag“ (kulturelle Verzögerung): Das, was zurückbleibt von den offiziellen Lehrmeinungen oder kulturellen Verhaltensweisen der Oberschichten. Das sogenannte Volk hat die Theologie der eigenen Lebens- und Arbeitswelt angepaßt. Daher gibt es eine agrarisch geprägte oder eine „industrielle“ Volksfrömmigkeit – und Schwierigkeiten genau dort, wo diese Anpassung nicht – nicht mehr – funktioniert, wie in der städtischen, industriellen Gesellschaft. Wie wirkt sich Frömmigkeit heute auf das konkrete Handeln aus? Wie wird sie durch neue Lebensgewohnheiten, durch neues Wissen verändert? Diese Fragen werden die Volkskunde in nächster Zeit beschäftigen, nachdem sie sich traditionell bisher mit den schönen bunten Bräuchen, Wallfahrten und Motivbildern beschäftigt hat.

Volksfrömmigkeit ist zeitgebunden. Epochen des Aufbruchs wechseln mit solchen der Romantik (Das ist auch innerhalb der Erneuerungsbewegungen zu bemerken). Zeugnisse der „Frömmigkeitsmoden“ sind z. B. die Kirchengestaltung oder die Lieder. Vieles aus dem 19. Jahrhundert wirkt heute unerträglich sentimental, theologisch untragbar. Moden des 20. Jahrhunderts scheinen so banal, daß vieles schon wieder aus dem kirchlichen Gebrauch verschwunden ist.

Die Stilepochen der Frömmigkeit wirken lange nach. Was man seitens der kirchlichen Hierarchie dem gläubigen Volk generationenlang vermittelt hat, wird durch neue theologische und pastorale Erkenntnisse scheinbar plötzlich „falsch“. Der französische Kunsthistoriker Muchembled hat darauf hingewiesen, daß das, was heute „Volkskultur“ heißt, Rest der tridentinisch auferlegten Glaubensform ist, die ihrerseits die alte „authentischere“ im Naturkosmos lebende Volksfrömmigkeit des Mittelalters verdrängt hat. So hat die Gegenreformation sehr bewußt (und psychologisch geschickt) die Gläubigen mit allen Sinnen und Emotionen angesprochen. Vieles hat sich davon erhalten, manches eine Eigendynamik entwickelt, ältere Züge sind wieder eingeflossen, bis in der Zeit der Aufklärung der Gegenschlag erfolgte.

Damals tolerierten eher die Priester die Bräuche, die von den Beamten als Aberglaube definiert und von den „kleinen Leuten“ lebhaft gepflegt wurden. Die Kirche legitimierte, organisierte gewisse Formen und kam so zu einer „gereinigten“, kontrollierten Volksfrömmigkeit. Die vernünftige Moralreligion paßt genau zur Verbürgerlichung, die diese Zeit kennzeichnet. Das individuelle Glück rückt in den Vordergrund. Die alten Riten zur Schadensabwehr und Erfolgsbeschwörung in lebenswichtigen Situationen werden in erster Linie für den einzelnen wichtig. Zum Vergleich: „Glück“ im Sinn des älteren Brauchtums war die Sicherung der traditionellen Ordnung, Segen die dauernde Wiederholung der Sicherungsmaßnahmen der Weltordnung und in der kleinen Welt der (Dorf-)Gemeinschaft („Alle Jahre wieder“). Staatliche Verordnungen ersetzten die ungeschriebenen Gesetze. Das Leben des einzelnen wird bis in die privateste Sphäre geregelt, die Pfarreinteilung, die Besoldung der Priester, eine Fülle von Reformen werden festgelegt. In den nur zehn Jahren der Regierung Kaiser Joseph II. vergeht kein Monat ohne Neuregelungen im kirchlichen Bereich.

Ähnlich einschneidende Wirkungen auf die Volksfrömmigkeit hatte erst wieder das 2. Vatikanum. Dabei gingen allerdings die Reformen von der Kirche selbst aus und sollten eine Aufwertung des „Volks“ bringen. Durch die Verwendung der Muttersprache im Gottesdienst verloren z. B. volkstümliche „Ersatzliturgien“, die sich außerhalb der Messe abspielten, ihre Funktion. Bei den Auswirkungen des Konzils wird häufig eine „Nüchternheit“ beklagt, sei es in der Ausgestaltung der Kirchen, in einer „Verarmung der Bräuche“ des Liedgutes usw. Motivtafeln aus Marmor wurden in den Kirchen abgeräumt. Ob aber Altarinseln und Volksaltäre aus glänzendem Marmor die Nähe zum Volk fördern? Heute schlägt das Pendel zurück. Der Bildersturm ist längst vorbei, der „Kitsch“, den schon Pius Parsch beklagt hat, kommt durch die Hintertür wieder. Das „Gotteslob“ erhält allenthalben einen inoffiziellen 4. Teil, den Pfarranhang. Paul

Michael Zulehner: „Insgesamt stellt die Zeit nach dem Vatikanischen Konzil eine vielschichtige Phase in der Nachkriegsentwicklung der katholischen Kirche Österreichs dar: Auf der einen Seite Verdunstung von Kirchlichkeit/Christlichkeit, vor allem bei Personen mit schwacher Teilnahme. Auf der anderen Seite Verdichtung von Kirchlichkeit, Erneuerung der Gemeinden.“

Zum Glauben gehört Reflexion, Diskussion. Mit Naivität, die die traditionelle Volksfrömmigkeit auszeichnet, ist es heute nicht mehr getan. Alte Denkstrukturen waren symbol-assoziierend. Heute denkt man nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung. „Der moderne Mensch ist symbolunfähig,“ sagt der vor kurzem verstorbene Symbolforscher Alphonse Rosenberg. Wir verstehen Verkehrszeichen oder die Signale der Wirtschaftswerbung, die sind eindeutig. Aber die Vielschichtigkeit der christlichen Symbole ist oft nicht – nicht mehr – zugänglich. Symbole haben mit Emotion zu tun. Symbole sind auch Herrschaftszeichen. Wer das Symbol hat, und seine Verwendung in verschiedenen Kontexten verschreiben kann, hat die Macht.

Alte Herrschaftstrukturen sind von demokratischen Mustern abgelöst worden. Der vermeintlich bunte Bauernhimmel voller Nothelfer spiegelt die feudale Struktur: Zum Herrscher dringt der „kleine Mann“, mehr noch die „kleine Frau“, nicht vor. Der König ist kein Mensch, mit dem man reden kann, dem man seine Sorgen anvertrauen kann.

Es gibt Verwalter, Vermittler, Protektoren, die vielleicht für einen ein gutes Wort einlegen, wenn man sie günstig stimmt. Diese Funktion erfüllen die vielen spezialisierten Volksheiligen. Die Gegenreformation hat da gewisse Gleise falsch gelegt, die Fehlentwicklung ist bekannt: Der schlichte Gläubige „betet“ den Heiligen „an“, oder seine Gipsfigur. Gott bleibt draußen. Vor ihm hat man mehr Angst als Vertrauen. Stichwort Demokratie in der Kirche: Es gibt die Einrichtung der Pfarrgemeinderäte. Wieweit sind sie aber wirklich – wie die gewählten Politiker – repräsentative Vertreter des Volkes, oder doch wieder die „besseren“ Leute?

1.4. *Brauch*

Das 2. Vatikanum hat einschneidende Veränderungen in der Kirche und damit in der Volksfrömmigkeit gebracht. In der Liturgiekonstitution Nr. 37 wird aber ausdrücklich ermuntert, alte Bräuche zu erhalten: „Was im Brauchtum der Völker nicht unlöslich mit Aberglauben und Irrtum verflochten ist, das wägt die Kirche wohlwollend ab und wenn sie kann, sucht sie es voll und ganz zu erhalten. Ja, zuweilen gewährt sie ihm Einlaß in die Liturgie selbst, sofern es grundsätzlich mit dem wahren und echten Geist der Liturgie vereinbar ist.“ In diesem Sinne hat sich (um nur ein Beispiel zu nennen) die Katholische Aktion der Diözese Linz um die Neube-

lebung religiöser Bräuche, Zeichen und Symbole bemüht. Am 9. September 1982 meldete die Kathpress: „Neben dem Brauchtumsschwerpunkt der Fasten- und Osterzeit soll die Hauskirche im Advent, aber auch während des ganzen Jahres, gefördert und belebt werden. Außerdem soll die Liturgie in ihren verschiedenen Formen, von der einfachen Andacht oder Gebetsrunde bis zur Hausmesse und auch im profanen Bereich von Haus- und Dorfgemeinschaften gefeiert werden.“

Wer braucht eigentlich Bräuche? Und warum? Es wäre gefährlich, sie zur Fixierung von Strukturen zu beschwören, die nicht mehr bestehen („Dorfgemeinschaft“, Rollenbilder). Bräuche bestehen, wo sich Eliten für ihre Erhaltung einsetzen (und dahinter stehen immer bestimmte Interessen). Sie verschwinden, in dem Maß, in dem sich die Lebens- und Glaubensgrundlagen ändern. Ursachen dafür sind u. a. Information, Säkularisierung, Privatisierung, Pluralismus, Segmentierung der Gesellschaft, Emanzipation, Rationalisierung. Wenn die Verarmung des christlichen Brauchtums beklagt wird, übersieht man oft die veränderte wirtschaftliche, gesellschaftliche, kulturelle und religiöse Basis.

Sehr realistisch beurteilt hingegen der Schweizer Seelsorger und Volkskundler Walter Heim die Situation. Er faßt in seinem Buch „Volksbrauch im Kirchenjahr heute“ zusammen: „Die Formen der Kirchenjahrbegehung sind nur noch akzidentiell, oft als Pflege eines letzten Restes von religiöser Ambiance, nicht mehr konstitutiv für das katholische Leben.“

Für die Volkskunde ist „Brauch“ ein ähnlich ideologisch-verschleiern-der Begriff wie „Volk“. Brauch wird definiert als Tätigkeit, die Leute zu bestimmten Terminen an bestimmten Orten gemeinsam machen. Da spielt der nicht minder nebulose Begriff Gemeinschaft hinein (den ich hier nicht diskutieren möchte). Es gibt Arbeitsbräuche, Festbräuche, Rechtsbräuche, religiöse Bräuche . . . Es gibt Brauchträger, die Persönlichkeiten, die dabei eine Rolle spielen, die das Geschehen „von oben“ forcieren, es gibt diejenigen die mittun, wobei sich auch eine Eigendynamik „von unten“ entwickeln kann, und es gibt die Zuschauer. Sie stellen keineswegs eine Randgruppe dar, bei folkloristischen Veranstaltungen werden sie sogar zur Hauptsache.

Der Volkskundler Leopold Schmidt hat in seinem Aufsatz „Brauch ohne Glaube“ am Beispiel der Fronleichnamsprozession auf die verschiedenen Rollen hingewiesen: „Es gibt ja, der Vielzahl der betrachtenden mehr oder minder nur aufnehmenden Menschen und Menschengruppen entsprechend, auch eine Vielzahl der Möglichkeiten der engeren oder weiteren Bindung zu den Erscheinungen. Der Pfarrer, der in der Fronleichnamsprozession das Allerheiligste trägt, hat nicht die gleiche Einstellung zu dem Fest wie die gläubige Bäuerin, die am Straßenrand niedergekniet ist. Die Burschen haben am Vorabend die Birkenbäumchen im Holz ge-

schlagen und freuen sich nun, daß die Hausväter die schmalen, kaum begrüneten Besen richtig aufgestellt haben. Die Hausmütter aber warten schon mit Ungeduld darauf, sich gleich nach dem Vorbeizug des Allerheiligsten, nach dem Verklingen des Evangeliums am Hausaltar, auf die grünen Reiser stürzen zu können. Sie tragen die handfeste Besegnung ins Haus hinein und das grüne Birkenreis hinterm Heiligenbild wird das kommende Jahr über das Haus vor Gewitter schützen. Welche Vielzahl der verschiedensten Bindungen, welche durch keinerlei Brücke verbundenen Unterschiede, ja Gegensätze im komplexen Ganzen eines einzigen, derartigen Brauches.“

Diese Schilderung klingt rein historisch. Heute spricht man von der Unfähigkeit zu feiern. Immer wieder werden daher von kirchlichen Stellen „Gebrauchsanweisungen“ für den Umgang mit Feiern gefordert – und geliefert.

Feste sind Zäsuren im Alltag, die man braucht. Allerdings verwischen sich immer mehr die Unterschiede zwischen den „sauren Wochen“ und den „frohen Festen“. Der Alltag ist zwar nicht weniger grau geworden, doch trägt man heute kein „Sonntagskleid“ mehr, ist im Gegenteil froh, sich losgelöst von den Zwängen des Büroalltags, einmal leger kleiden zu dürfen. Mit der Änderung der Lebensweise ändern sich die Äußerlichkeiten.

Feste und Bräuche haben immer einen zeremoniellen Anteil. Solange sie leben, werden die Brauchelemente spontan variiert. Je mehr sie unter folkloristischem Einfluß, unter der Beobachtung der Massenmedien oder aus sonst einer Erwartungshaltung „gepflegt“ werden, erstarren sie. Nebensächliches wird überbetont, für Spontaneität ist kein Platz mehr.

Bräuche geben Sicherheit, Riten vermitteln Geborgenheit, Beheimatung. Genau da liegt aber auch ihre Gefahr: Die besonders schöne, feierliche Form darf nicht über ein Defizit an Inhalt hinwegtäuschen. Ein Gottesdienst, bei dem Weihrauch und viele Kerzen verwendet werden, wird als „feierlich“ empfunden, weil er Emotionen und Erinnerungen weckt. Es kann aber das viele Drumherum vom wesentlichen Ereignis der Messe ablenken. Oder: Bei einer stillen Anbetung in einer Kapelle kann ich mich auf das ausgesetzte Allerheiligste konzentrieren, meditieren, beim Umgang zu Fronleichnam ist das unmöglich.

Formen füllen sich nicht von selbst mit Inhalt und Leben. Die Rückkehr zum vermeintlich guten Alten, Nostalgie und Reaktion, die sich auch in der profanen Gesellschaft immer stärker bemerkbar macht, ist ein Zeichen mangelnder Gegenwartsbewältigung. In der Kirche zeigt sich die Unbeholfenheit einerseits in krampfhaften Wiederbelebungsversuchen, andererseits in banalen Modernismen.

2. Tradition und Innovation

Beispiele lebendiger Liturgie und Volksfrömmigkeit

2.1. *Alte Bräuche in traditioneller Begehung*

Mancherorts leben wirklich noch „echte“ alte Bräuche. Sie bestehen dort, wo die Basis noch vorhanden ist und wenig äußere Einflüsse (Massenmedien, Folklorismus) gegeben sind. Sie gehören oft auch zum fixen Angebot des Festlandes Österreich, zum Binnenexotismus und werden, fallweise bis zur Erstarrung, totgepflegt.

Eher lapidar berichtet die Kathpress 1984 über einen, anscheinend noch vitalen Brauch, den Pestkerzenumgang in St. Benedikten bei Knittelfeld.

Pestkerzenumgang in St. Benedikten

Graz, 22. 6. 84 (Kathpress) In der kleinen steirischen Pfarre St. Benedikten bei Knittelfeld hat sich ein altes Brauchtum erhalten, das in seiner Art einmalig in Österreich ist: Jeweils am dritten Sonntag nach Pfingsten, dem Herz-Jesu-Sonntag (heuer am 1. Juli) findet der sogenannte „Pestkerzenumgang“ statt. Der Brauch geht auf ein Gelöbnis der Bauern in der Pestzeit zurück, vermutlich auf das Jahr 1713, als die Pest diese Gegend besonders stark heimsuchte. Bei diesem Pestkerzenumgang wird eine fast 15 Meter hohe „Kerze“, eine Holzstange, die mit Wachs sowie mit Blumen und Reisig geschmückt ist, ähnlich wie bei einer Fronleichnamsprozession von der Pfarrkirche zu vier aufgestellten Feldaltären getragen. Die Kerze wird mit Hilfe von geschmückten Stangen gestützt, die seit alters her in verschiedenen Bauernhöfen der Umgebung aufbewahrt werden. Nach dem „Pestamt“ um 9 Uhr wird die „Kerze“ zu jedem Altar getragen, wobei jeweils gebetet und gesungen wird. Unter dem Geläut der Kirchenglocken und unter Böllerschüssen spendet dann der Pfarrer mit der Monstranz den Segen. Nach der Prozession werden Blumen und Zweige, die die Kerze schmückten, nach Hause genommen. Die Kerze selber wird wieder in die Kirche gebracht, wo sie das ganze Jahr über im Hauptschiff des Gotteshauses aufgehängt ist.

2.2. *Traditionelle Bräuche mit innovatorischen Zügen*

Der „Umgang“ zu Fronleichnam ist der kirchliche Schaubrauch schlechthin, der auch Züge einer Demonstration an sich hat. Bei keinem sind Tradition und Innovation so stark ausgeprägt wie bei diesem Brauch. Es gibt verschiedene Spielarten von der Seeprozession, die mehr folkloristischen als religiösen Charakter hat bis zum Gemeinschaftserlebnis eines Spazierganges, der in einer Feldmesse seinen Höhepunkt findet und mit einer Agape ausklingt.

Daß Fronleichnam pastoral wirklich ein Thema ist, zeigt eine repräsentative Umfrage des Vikariats Wien-Stadt aus dem Jahr 1982. Daraus geht hervor, daß mehr als 90 Prozent der befragten Gemeinden Fronleichnam als „kirchliches Fest in der Öffentlichkeit“ sehen. Der Brauch lebt (in dieser Reihenfolge der Häufigkeit) als Eucharistiefeier in der Kirche mit folgender eucharistischer Prozession, als Messe und eucharistischer Prozession im Freien, als Sternprozession mit gemeinsamer Eucharistiefeier mehrerer Pfarren.

Drei Viertel verbinden Fronleichnam mit einer Ortssegnung, 30 Prozent haben vier Altäre, 23 Prozent nur einen Altar. 94 Prozent singen Lieder aus dem „Gotteslob“, mehr als die Hälfte marschiert mit Blasmusik (Tradition), ein Drittel verwendet auch rhythmische Lieder (Innovation), 14 Prozent erarbeiteten eigene Texte. Die Kommunion in beiden Gestalten wurde nur in 11 Prozent der Gemeinden gereicht (Tradition). Mehr als die Hälfte beendet die Feier mit einer Agape (Innovation). Als „wunder Punkt“ wird in der Untersuchung die mangelnde spirituelle Vorbereitung genannt. Sie fand in 86% der Pfarren überhaupt nicht statt, wo es sie gab, bestand sie in vermehrter Beichtgelegenheit . . .

Die Prozession gehört zum traditionellen Fundus kirchlicher Rituale. Doch auch hier sind Innovationen möglich, z. B.: Flurprozession, Feldersegnung. In Probstdorf im Marchfeld trifft sich die Pfarrgemeinde am Abend in der Kirche zum Gebet und geht dann, nicht in einer starren Prozession, sondern in Gruppen, zu einem ersten Haltepunkt. Dort wird ein Lied gesungen, das Evangelium gelesen, Fürbitten und eine kurze Ansprache gehalten. Bei dieser ersten Station liegt der Akzent auf der Arbeit der Landwirte, aber der Pfarrer kommt doch auf die Problematik von Überschuß und Unterernährung zu sprechen. Beim zweiten Punkt, bei einer Fabrik, geht es um die menschliche Arbeit im allgemeinen und die Arbeitslosigkeit.

Einige Wiener Pfarren halten gemeinsam am Montag vor Christi Himmelfahrt in den frühen Morgenstunden eine Feldmesse in einem Heuriegarten. Daran nehmen nicht nur Winzer teil, sondern auch andere Bezirksbewohner. Es ist eine „ganz normale“ Messe, doch wird sie durch die Ungewöhnlichkeit des Ortes und der Zeit, in Betrachtung der Sonne, die im Nebel über dem Häusermeer höher steigt und durch die Naturverbundenheit zu einem besonderen Erlebnis.

Eine weitere Prozession, von der ältere Gewährsleute berichten, sie sei „so schön“ gewesen, wird nur noch in wenigen Orten gehalten, die Auferstehungsprozession zu Ostern. Die Kartage haben eine liturgische Erneuerung erfahren. Auch zu diesem Thema hat das Vikariat Wien-Stadt eine Umfrage veranstaltet, an der sich 40% der Wiener Pfarren beteiligt hatten. Zwei Drittel von ihnen haben den Gründonnerstag besonders gestaltet.

Die Kommunion wurde 1984 an diesem Tag in 77 Prozent der Pfarren in beiden Gestalten gespendet (1982 waren es nur 62 Prozent). Knapp ein Viertel praktiziert die Fußwaschung. Am Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag wird als Gestaltungselement der Anbetung das Stundengebet herangezogen. 80 Prozent haben am Karfreitag und Karsamstag ein „Heiliges Grab“.

Die Osternacht wurde in den letzten Jahren praktisch neu entdeckt. Begannen 1981 nur 2,8 Prozent der Gemeinden um 21 Uhr, so waren es 1982 und 1983 bereits acht und 1984 32 Prozent. Rund 80 Prozent nannten besondere Gestaltungselemente der Osternacht. 50 Prozent entzündeten das Osterfeuer im Freien. 30 Prozent spendeten die Kommunion in beiden Gestalten. Feierte 1981 noch keine Wiener Pfarre die Auferstehung am Ostermorgen, so waren es 1984 bereits sieben. Beginn war um 5 oder 5.30 Uhr.

Eine Gemeinde bezieht die ganze Nacht mit ein. Sie versammelt sich um 20.30 Uhr um das Osterfeuer, hält mit Lesungen aus dem Alten und Neuen Testament den Wortgottesdienst, der mit der Entzündung des Osterlichtes abgeschlossen wird. Zwischen 22 und 6 Uhr halten einzelne und Gruppen mit Anbetung, freiem Gebet und Gesang die Nachtwache. Die Jugendlichen beginnen den Ostersonntag mit einem Emmausgang und feiern bei ihrer Rückkehr in die Kirche mit allen das Hochamt, an das sich eine Agape anschließt.

Fast allgemein (94%) ist in Wien die traditionelle Speisensegnung. Der Emmausgang am Ostermontag wird von einem Bildungshaus ökumenisch organisiert und in vielen Pfarren als kleiner Osterspaziergang einzelner Familien durchgeführt.

In der Fastenzeit wurden die „Hungertücher“ wieder entdeckt, sei es als gemeinsame Bastelarbeit der Kinder oder in der Form des „Misereor“-Tuches mit der Vision des heiligen Bruders Klaus. Eine Innovation ist auch der ökumenische Stadtkreuzweg vom Dom nach Hernal: Ein bewußtes Auftreten als Christen in der Öffentlichkeit, ähnlich wie die Straßenevangelisation oder das seit einigen Jahren von der Aktion 365 durchgeführte Schuheputzen von Passanten in der Kärntnerstraße. Die Katholischen Arbeitnehmer machen mit 50.000 Flugzetteln, mit Plakaten und Transparenten auf die Todesstunde Christi aufmerksam, rufen zu „persönlichem Engagement am Arbeitsplatz“ und zur Solidarität mit den Arbeitslosen auf.

Zu den „Christkindlmärkten“, die sich in den vergangenen Jahren in den Pfarren sprunghaft verbreitet haben, kommen jetzt auch Ostermärkte. Die Zielsetzung beider ist, durch den Verkauf von Bastelarbeiten karitative oder sonstige pfarrliche Aktionen zu finanzieren.

Blieben wir gleich bei Advent – Weihnachten. Da wurde z. B. die Herbergsuche wieder belebt. Man trägt ein Marienbild zu verschiedenen Fami-

lien, wobei die Übergabe Anlaß für ein Gebet oder religiöses Gespräch bildet.

Adventkranz und Christbaum sind Beispiele dafür, wie die katholische Kirche relativ neue, aus anderen Bereichen kommende Zeichen zuerst abgelehnt, dann aufgegriffen und die Symbolik überbewertet hat. Der Adventkranz kam nach dem 1. Weltkrieg aus dem protestantischen Norden. Die Kränze werden bei uns seit etwa 1945 auch in den Pfarren gesegnet, oft zuvor gemeinsam gebunden, wobei man den Farben der Kerzen besondere Bedeutung zumaß. Heute löst man sich eher wieder von diesen Formen. Es gibt „rustikale“ Adventkränze aus Stroh (Stroh galt früher als Schand-symbol, aber in zentralgeheizten Wohnungen halten sich trockene Kränze besser als solche aus Reisig!), Adventkränze werden mit verschiedenem modischem Aufputz versehen. Allerdings zeichnet sich eine Ablöse von Kranz und Baum durch die haltbareren und billigeren Adventgestecke an. Über den Christbaum schreibt Leopold Schmidt, wieder in „Brauch ohne Glaube“: „Jahrzehntelang stand der Christbaum in den Häusern, in den Familien. In den katholischen Landschaften war er nicht zuletzt durch das Vorbild adeliger und großbürgerlicher Familien bekannt geworden. Sogar protestantische und jüdische Häuser hatten Einfluß auf seine Verbreitung. Die Kirche kannte ihn nicht, die katholische Bauernschaft der Alpenländer nahm ihn dementsprechend nur spät und zögernd auf. Man kann geradezu sagen, daß das allmähliche Eindringen des stehenden Christbäumchens in die letzte tiroler oder steirische Bauernstube eher ein Zeichen der Verweltlichung der allgemeinen Haltung als etwa das Gegenteil war. Gar nicht kleine Teile der Geistlichkeit hielten noch vor der Mitte des 20. Jahrhunderts daran fest, daß das Zeichen der Weihnacht die Krippe und nicht etwa der Christbaum sei. Aber diesen Widerständen zum Trotz ging zur gleichen Zeit der Christbaum auch in den Gebrauch der Kirche ein . . .“

Das bekannteste Beispiel, bei dem es gelungen ist, alte und neue Brauchelemente mit einem neuen Sinn zu erfüllen, ist die Dreikönigsaktion der katholischen Jungschar (die ich in diesem Kreis nicht näher zu erläutern brauche). Ursprünglich war das Heischen ein Brauch der armen Leute, nicht nur zu Dreikönig, und nicht nur der Kinder. Er wurde sinnvollerweise so verändert, daß heute in reichen Ländern für Entwicklungsländer gesammelt wird.

Wenn man in der volkskundlichen Feldforschung Gewährsleute fragt, seit wann es diesen oder jenen Brauch gebe, ist die fast stereotype Antwort: „Schon immer“ oder gar „Seit Christi Geburt“. Schon diese wenigen vorgestellten Beispiele zeigen, daß dem nicht so ist. Relativ Junges wird gern als „uralt“ hingestellt, und das „Volk“ glaubt das den Massenmedien und Hobbyforschern nur allzugerne. Das Beispiel dafür ist das Erntedankfest. 1933 schreibt Leopold Teufelsbauer in einer Broschüre des volksliturgi-

schen Apostolats: „Wo kein Erntedankfest sich findet, sollte es in bäuerlichen Gegenden eine Ehrenaufgabe der Seelsorger, wie auch des standesbewußten Bauerntums sein, dieses schöne Fest einzuführen.“ Ein kirchliches Erntedankfest mit Kranz und Krone hat es vorher nicht gegeben. Das Schnitterfest war rein weltlich: Die Arbeiter zeigten mit Kranz oder Krone ihrem Herrn nur an, daß die Arbeit abgeschlossen war und sie ihren Lohn, ihr Fest dafür haben wollten.

Teufelsbauer beschreibt ganz genau, wie eine kirchliche Erntedankfeier auszusehen habe, bis zu Details der Krone und dem Wortlaut der Texte. Daß dabei das rein Bäuerliche betont wurde, lag in der Zeit und mag damals seine Berechtigung gehabt haben. Wenn man aber jetzt überall in der Stadt die Erntekronen in den Kirchen stehen sieht und dort mit „Bauernmessen“ und „Volkstänzen“ ein rustikal-nostalgisches Folklorefest inszeniert, ist das unehrlich.

2.3. *Neue Bräuche*

Es gibt einige feststehende Brauelemente und Symbole, die variiert und zu „neuen Bräuchen“ gruppiert werden. Neu sind eher die Brauchträger, die Motivation, Anlässe und Zielsetzungen. Der Katholikentag war sicher ein Anlaß, solche neuen Bräuche zu überlegen. Die Elemente sind u. a. Prozessionen („Sternmarsch“), Fahnen, bunte Tücher, Licht, Tanz, szenische Darstellungen.

Inzwischen zeigt sich die Vorbildwirkung, und für Dekanatsfeste gibt es schon so etwas wie einen fixen Stundenplan:

- ab 8.30 Uhr Eintreffen der Teilnehmer an den zwei Parkplätzen
- ab 9.00 Uhr Treffpunkt Hauptplatz, Platzkonzert der Musikkapelle, Gemeinsamer Einzug vom Hauptplatz in den Kurpark, Begrüßung und Vorstellung der Pfarren
- 10.00 Uhr Festgottesdienst mit dem Diözesanbischof in Konzelebration mit den Priestern des Dekanats und Mitwirkung der vereinigten Kirchenchöre
- ab 11.45 Uhr Verpflegungsstraße der kath. Frauenbewegung
- 12–15 Uhr Bunt es Nachmittagsprogramm, Informationsstände, gemeinsames Singen, Volkstanzvorführungen, Platzkonzerte, Ausstellungen und Diareihen aus den Pfarren
- 15.15 Uhr Luftballonstart
- 15.30 Uhr Abschlußvesper, gestaltet von der kath. Jugend
- 16.00 Uhr Ende des Dekanatsfestes.

Ich habe in Graz erlebt, wie der Katholikentag die Altstadt im besten Sinn mit Leben erfüllt hat, weil auch die Maßstäbe gestimmt haben. Auch am Wiener Katholikentag hat sich „Kirche“ eine Öffentlichkeit verschafft.

Die Kreuze am Heldenplatz und im Donaupark und viele Marterln im Umland, die zur Erinnerung gesetzt wurden, sind stehengeblieben. Auf manchen Autos kleben noch die Etiketten, man sieht vereinzelt die Jutetaschen mit dem Anker, und die Gläser und Kerzen mit dem Katholikentagszeichen. In vielen Wohnungen und Büros, auch von solchen Christen, die sonst nicht zu den engagierten zählen. Durch dieses Geschenk konnten die Massen, das vielzitierte Volk erfahren, daß die Kirche nicht nur kassiert, sondern auch etwas zu geben hat. Bei alledem ist aber nicht von „Bräuchen“ die Rede, es heißt einfach „Wir machen ein Fest“. Dabei entwickeln sich neue Strukturen. In den Pfarren bürgerlich Dritte-Welt-Feste ein, dazu gehören dann Dritte-Welt-Märkte, Suppenkochen und ein einfaches Essen, dessen Erlös Projekten in Entwicklungsländern zugute kommt.

Bei den neuen Festen ist es wie bei den alten Bräuchen. Sie werden nicht vom „Volk“ erfunden. Moderne Anlässe sind z. B. Katholikentag, Jubiläen oder vorgegebene Jahresthemen. Dabei zeigt sich, daß es trotz innerkirchlicher Werbung lange dauert, bis sich solche Dinge herumsprechen. Sinnvollerweise wurde daher heuer in Wien das Jahresthema „Sonntag“ prolongiert.

Zwei „Bräuche“ dazu:

Die Aktion Sonntagsgruß. Christen wünschen Sonntagsarbeitern mit Kärtchen, die vom Stadt-Vikariat aufgelegt, aber individuell gestaltet werden (bemalt, mit Blumen, Teebeuteln, Zuckerln besteckt) einen guten Sonntag.

Die Sonntagskerze: Anders als in der jüdischen Tradition wurde in der katholischen die religiöse Familienkultur wenig gefördert. Erst in letzter Zeit gibt es Hefte mit Anregungen für die Hauskirche im Advent, die sich großer Beliebtheit erfreuen. Die Sonntagskerze soll nun am Vorabend entzündet werden. Während sie brennt, ist Zeit für Stille, Meditation, ein religiöses Gespräch. Randbemerkung zur religiösen Familienkultur: Sie muß auch im Gottesdienst möglich sein, in dem Eltern mit kleinen Kindern ihren Platz haben und, wenn die Kinder unruhig werden, in ein Spielzimmer ausweichen können.

Eine andere, traditionell gewordene Aktion im Vikariat Wien-Stadt ist das Nachtgebet für Wien, wobei jede Stunde von einer anderen apostolischen Gruppe gestaltet wird.

Gewisse Impulse kommen auch aus anderen Ländern. Z. B. im Zuge der Sympathiewelle für Solidarnosc, die in Polen üblichen Blumenkreuze. Oder Innovation wie Schweigemärsche und sichtbare Zeichen von CSI, wenn in der Innenstadt Kreuze aus Lichtern oder aus Eisblöcken aufgerichtet werden, um auf das Schicksal politischer Gefangener aufmerksam zu machen.

An dieser Stelle soll die grundsätzliche Frage gestellt werden: Wenn sich

die traditionelle Volkskunde und die kirchliche Symbolforschung nur der ihr gewohnten Fragestellung widmen: übersehen sie nicht, daß ständig, und vor allem im Bereich der Jugendkultur neue Symbolisierungen der Gemeinschaft, des Konflikts, des Widerstandes, der Hoffnung entstehen? Daß diese evtl. religiös deutbar sind, wenn man sich nur mit ihnen einläßt (vgl. die berühmten Shell-Studien über die Jugendkultur)?

2.4. Gruppenspezifische Volksfrömmigkeit

1. Die Gruppe der Pilger

Wallfahrten erfreuen sich in letzter Zeit wieder steigender Beliebtheit. Numinose Orte, Steine, Quellen, die als geheiligt gelten, gibt es in vielen Religionen. Das Motiv „Dank und Bitte“ ist noch heute lebendig. Die Pilger erwarten von der Opfergabe am Gnadenort weiteren Segen, auch wenn das Naturalopfer, die Votivtafeln meist der Banküberweisung gewichen sind. Neuere Votivgaben sind z. B. ein bei einer Operation entfernter Nagel. Nach wie vor beliebt ist es auch, Anliegen in vorbereitete Bücher oder auf vorhandene Votivtafeln zu schreiben, z. B. „Hl. Judas Thaddäus hilf mir zu einem Arbeitsplatz“.

2. Besonders Jugendgruppen sind für Zeichen, Formen und Symbole ansprechbar. Sie entwickeln ihre eigene religiöse Kultur. Sie sind auch sehr erfinderisch. So werden bei der Schulmesse eines Wiener Gymnasiums beim Friedensgruß nicht nur die Hände gereicht, sondern auch, je nach Jahreszeit, Blumen, Weizenkörner, Ostereier übergeben. Nächtliche Wallfahrten, Lagerfeuerromantik, Lichtsymbolik erweisen sich als wirkungsvoll. Die Gruppen haben ihre eigene Musik, von rhythmischen Liedern mit Gitarrebegleitung bis zu den meditativen Gesängen aus Taizé.

3. In Basisgemeinden und apostolischen Gruppen finden sich eigene Gesten und Bräuche: Begrüßung, „vergessene“ alte Gebetshaltungen (ausgestreckte Arme, Handauflegung). Hier ist lebendige Liturgie nicht routinemäßiger Vollzug festgelegter Riten, sondern Ausdruck des Lebens und Glaubens der versammelten Geist-erfüllten Gemeinde. Nicht zu übersehen sind der hohe emotionale Wert der Beheimatung in einer Gruppe und die Gefahr, daß sie gerade dadurch zum Sammelpunkt psychischer Grenzgänger wird.

4. Traditionelle Frömmigkeitsformen wie Rosenkranz, Litanei, Herz-Jesu- und Heiligenverehrung, Marienfrömmigkeit leben ebenfalls noch.

Diese und andere Teilkulturen lassen sich nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen, wie das vielleicht in der Zeit der ständischen Gliederung möglich war. Die großen Feste wie z. B. Ostern müssen für die ganze Pfarrgemeinde in einer für alle akzeptablen und attraktiven Form be-

gangen werden. Rudolf Schwarzenberger: „Eine doppelte Feier ist ein Nonsens. Die Osternachtfeier soll für die ganze Pfarrgemeinde und nicht jeweils nur für einen bestimmten Teil zelebriert werden. Zu einer Spaltung der Gemeinde darf es nicht kommen.“

3. Konsequenzen

Nach der Klärung einiger Begriffe und Voraussetzungen und Beispielen komme ich nun zu den Konsequenzen. Ich habe versucht, sie als Thesen und Fragen zu formulieren und hoffe, daß uns die Diskussion zeigt, wie wir als Kirche die Spiritualität des Volkes Gottes fördern können.

- 1 Volksfrömmigkeit entsteht nicht von allein, schon gar nicht aus der Volksseele. Sie wird von der Amtskirche mehr oder minder bewußt vermittelt. Wieweit ist nach dem 2. Vatikanum eine Trennung des gesunkenen Kulturgutes Volksfrömmigkeit und einer davon abgehobenen liturgischen Spiritualität wünschenswert?
- 2 Volksfrömmigkeit ist individuell und zeitgebunden. Sie sieht 1985 anders aus als 1780 oder 1555. Die Spurensicherung reicht meist nur bis ins 19. Jahrhundert. Wie weit ist z. B. Heiligen-„Verehrung“ zu forcieren? Ein Pfarrer vertrat in einem Rundfunkinterview die Meinung, das einfache Volk verstehe den Herrgott hinter den Himmeln sowieso nicht, daher sei es besser, den Herrgott in tausend Heilige aufzulösen.
- 3 (Gekünstelte) Äußerlichkeiten verstellen allzuleicht den Blick auf das Wesentliche. Ist es Aufgabe der Kirche, Menschen, die ihr sonst nichts mehr abgewinnen können, nur noch die Verbrämung ihrer religiösen Gefühle zu liefern?
- 4 Wer braucht Bräuche und wozu? Welche Interessen stehen hinter pflegerischen Bestrebungen?
- 5 „Prüft alles, behaltet, was gut ist.“ Pius Parsch: „Man reiße nicht ein, ehe man etwas Besseres an die Stelle gesetzt hat.“ So lange ein Brauch lebt, soll man ihn leben lassen, aber wenn nötig Anpassungen überlegen.
- 6 Alte Bauernbräuche zu beleben ist absurd, wenn die wirtschaftliche, soziale, kulturelle, religiöse Basis weggefallen ist. Die Form kann nicht über ein Defizit an Inhalt hinwegtäuschen. Es wäre gefährlich zu meinen, wenn man schöne Bräuche inszeniere, käme der Inhalt von allein. Fassadenhaftigkeit ist unehrlich. Das merken vor allem kirchenferne Christen.

- 7 Möglicherweise hat der moderne Mensch zu feiern verlernt. Wenn Vorschläge zur Festgestaltung gegeben werden, müssen sie möglichst offen sein, zur Kreativität und Spontaneität anregen. Bei „Kochrezepten“ ist das nicht der Fall.
- 8 Festgestaltung ist austauschbar. Manche Politiker wollen die Stadt in ein permanentes Grätzlfest umfunktionieren. Pfarren arbeiten oft mit den selben Versatzstücken wie politische Veranstalter. Haben sie sonst nichts zu bieten?
- 9 Niemand weiß, ob und wann eine Gewohnheit zum Brauch wird. Wenn neue Ideen auftauchen, empfiehlt es sich, zu prüfen, ob sie organisatorisch und finanziell durchführbar sind. Kirchliche Feste brauchen darüber hinaus spirituelle Vorbereitung.
- 10 Die Zeit der Volkskirche kann mit anachronistischen Relikten der Volksfrömmigkeit nicht zurückgeholt werden. Ebenso unrealistisch wäre es, die Situation der Urkirche beschwören zu wollen. Hofft die Kirche auf den mündigen Christen, der sich frei für das Leben aus seinem Glauben und in seiner Kirche entscheidet? Wie sehen die Entscheidungshilfen aus?
- 11 Neuerungen sind oft beschämend banal. Moderne Meditationen oder Lieder bestehen in den seltensten Fällen den Vergleich mit Psalmen oder anderen biblischen Texten.
- 12 Die Schätze der Kirche drängen sich nicht auf. Immer mehr Christen entdecken sie für sich. Doch stille Anbetung oder Stundengebet wird nur in wenigen Pfarren angeboten.
- 13 Die Liturgie ist reich genug. Sie braucht nicht „gestaltet“ zu werden. Anspruchsvolles Christentum entzieht sich der Infratest-Mentalität.
- 14 Spaß ist nicht alles. Die Nachfrage nach pfarrlichen Angeboten betrifft nicht nur das Lustige, Bunte, Schöne. Beschauliche Orden haben die wenigsten Nachwuchssorgen. Exerzitien sind lang vor Beginn ausgebucht. Wallfahrten zu Fuß sind oft attraktiver als solche mit dem Auto-bus.
- 15 Moderne Menschen tun sich mit den vielschichtigen christlichen Symbolen schwer. Doch Zeichen müssen durchschaubar sein. Wo das nicht – nicht mehr – der Fall ist, wären sie neu zu erklären. Auch die Rolle der Sakramentalien wäre zu überdenken.
- 16 Die Kirche ist ein Teil der Gesellschaft. Sozio-ökonomische und kulturelle Faktoren betreffen genauso ihre Mitglieder. Darf sie gesellschaftlichen Gegebenheiten nachhinken, indem sie als Bewahrerin des vermeintlich guten Alten Erscheinungen pflegt, die ihre reale Existenzgrundlage verloren haben?
- 17 In einer säkularisierten Gesellschaft gibt es ein vitales religiöses Grundbedürfnis. Nützt die Kirche die Chancen? Gibt sie auf ehrliche Fragen

suchender Menschen ehrliche Antworten? Man lernt durch Krisen, nicht durch Erstarrung. Vertraut die Kirche, daß sie Gottes Geist weiertreibt und ihr nichts Unmögliches zumutet?

- 18 Weihbischof Florian Kuntner: „Die Kirche soll eine einladende, nicht eine ausladende sein.“ Vermittelt sie ein einladendes, positives Gottesbild? Gelingt es ihr, den Menschen Angst zu nehmen, sie zur Grundentscheidung für ein Leben mit Christus zu führen?
- 19 Laien wollen als mündige Christen aktiv am liturgischen Geschehen teilnehmen. Eine Voraussetzung dafür ist Bildung (religiöse, praktische, z. B. Lektorenschulung). Jeder Aktivismus in der Kirche ist aber sinnlos, wenn nicht persönliche Glaubens- und Gebetserfahrung dahintersteht.
- 20 Bernardin Schellenberger: „Hören wir doch schlicht und einfach gemeinsam auf das trockene, aber nahrhafte Wort Gottes und versuchen wir, es zu befragen. Von diesem nüchternen, unscheinbaren Kern her – und nur von ihm her – werden wir dann auch wieder allmählich die richtigen, angemessenen und ehrlichen Formen finden.“